Wie ich den «Sputnik-Schock» in den USA erlebte

Gelobtes Land Amerika

Wer den zweiten Weltkrieg und die darauffolgenden Nachkriegsjahre bewusst verfolgt hat, weiss, wie sehr die Vereinigten Staaten von Amerika damals für einen Europäer – und sicher auch für zahlreiche Bewohner anderer Erdteile – das «gelobte Land» verkörperten. Das Land verdankte seinen guten Ruf und den nahezu uneingeschränkten Respekt, der ihm auch hierzulande in fast allen Kreisen entgegengebracht wurde, seinem grossen und als idealistisch empfundenen Kriegseinsatz gegen die Achsenmächte, der auch uns Schweizern letztlich unsere Unabhängigkeit sicherte, sowie der anschliessend geleisteten Wiederaufbauhilfe, deren bekanntestes Beispiel der «Marshall-Plan» war. Gleichzeitig war es zum Bollwerk gegen eine ebenso ernste, wenn nicht noch bedrohlichere Gefahr, nämlich die Umklammerung Westeuropas und der ganzen, mehr oder weniger «freien Welt» durch den Kommunismus geworden. In den Zeiten des «kalten Krieges», während unsere Nachbarländer militärisch noch am Boden lagen und sich wirtschaftlich erst allmählich erholten, war es für jedermann klar, dass ohne die schützende Hand der USA die europäischen Demokratien ihre Freiheit nicht lange bewahren, sondern eine nach der anderen in die Hände der grossen östlichen Militärmacht fallen würden, wie es bereits das traurige Schicksal der slawischen und Balkanstaaten gewesen war, als der «eiserne Vorhang» über dem Kontinent niederging.
Die damalige Stärke Amerikas leitete sich neben der ideellen Geschlossenheit seiner Gesellschaft – von der Länder wie Frankreich, Italien und England mit ihren starken Linksparteien nur träumen konnten – vor allem aus seiner führenden Stellung in Wissenschaft und Technik ab. Die meisten neuen Verfahren und Produkte kamen von dort, ebenso wie brillante Erkenntnisse der Grundlagenforschung, die zu gewährleisten schienen, dass der Strom auch in Zukunft nicht versiegen würde. Begabte junge Leute aus der ganzen Welt zogen in die USA, um dort zu studieren, und so viele von ihnen blieben auch nach ihrem akademischen Abschluss im Lande, dass der Kongress schliesslich besondere Gesetze erlassen musste, um diesem «brain drain» zu steuern. Es war hinfort nicht mehr möglich, ein Studenten- oder industrielles «Trainee»-Visum unbegrenzt zu verlängern – und mit einem solchen Visum waren viele von ihnen eingereist, um der den echten Einwanderern drohenden Einberufung in den Militärdienst im Falle neuer kriegerischer Verwicklungen – der Korea-Krieg dauerte bis 1953 – zu entgehen.

Studium in der neuen Welt – aber wie?

Für den 22jährigen Psychologie-Studenten, der 1954 am Institut für Angewandte Psychologie in Zürich sein Diplom erworben hatte und sich mit dieser zwar als nützlich, aber zu wenig umfassend empfundenen Ausbildung nicht begnügen wollte, erschien der Gedanke, diese eventuell in den Vereinigten Staaten fortsetzen zu können, in einem besonders verheissungsvollen Licht. Was ihm an ame-

Das Gelände der Universität Pittsburgh mit Cathedral of Learning und Heinz-Kapelle.

rikanischer Fachliteratur bis dahin vor Augen gekommen war, schien ihm sowohl praktisch Sinn zu machen als auch auf einer soliden wissenschaftlichen Basis zu beruhen; dies ganz im Gegensatz zu den seltsamen Litaneien über das Sein des Daseins im Sosein, die er in den an der hiesigen Universität zusätzlich besuchten Vorlesungen und Seminarien über sich ergehen lassen musste und deren Inhalte sich, ihrer obskurantistischen Aura einmal entkleidet, meist als platte Banalitäten entpuppten. (Dass der Philosoph, der dieses Gerede in die Welt gesetzt hatte, zudem ein aktiver Sympathisant der Nationalsozialisten gewesen war, wurde von seinen prominenten Verehrern unter den Zürcher Professoren damals wohlweislich verschwiegen, bestärkte, als es publik wurde, den jungen Psychologen aber in seiner Auffassung, dass er gut daran getan habe, sich diesem Einfluss durch die «Flucht über das grosse Wasser» zu entziehen.)
Die Frage war nur, wie der ersehnte Studienaufenthalt in den USA bewerkstelligt werden konnte. Der Kurs des US-Dollars stand damals bei Fr. 4.31, und die Studiengebühren von mehreren hundert Dollars pro Semester an einer amerikanischen Universität neben den hohen Lebenskosten zu bezahlen, stand für einen jungen Schweizer aus mittelständischen Verhältnissen völlig ausser Frage. So galt es also, sich um ein Stipendium einer amerikanischen Universität zu bewerben – eine schwierig zu lösende Aufgabe für jemanden, der über keine näheren Kenntnisse und persönlichen Beziehungen verfügte! Ich hatte denn auch bereits ein halbes Jahr lang Bewerbungen geschrieben und endlose Fragebogen aus-

gefüllt, alles ohne Erfolg. Schon schien es, dass ich meine Hoffnungen würde begraben müssen, als sich im Frühjahr 1955 das Blatt unerwartet wendete. Als studentischer Mitarbeiter im ersten zivilen Pilotenselektions-Programm der Swissair lernte ich einen als Berater zugezogenen amerikanischen Experten, Professor John C. Flanagan aus Pittsburgh, kennen, der mir eine Assistentenstelle an dem von ihm geleiteten «American Institute for Research» anbot, verbunden mit der Möglichkeit, an der Universität Pittsburgh bei ihm zu doktorieren. Jetzt ging auf einmal alles sehr schnell, und schon am 27. August schiffte ich mich in Le Havre auf dem damaligen Flaggschiff der Holland-Amerika-Linie, der «Nieuw Amsterdam», ein, um über New York am darauffolgenden 5. September die Stadt Pittsburgh im fernen Pennsylvanien zu erreichen.

Vom intakten nationalen Selbstgefühl ...

Amerika war damals weit weg, viel weiter als heute, geographisch wie kulturell. In der «Cathedral of Learning», einem neugotischen Wolkenkratzer, in dem die Universität untergebracht war, gab es zwar – und gibt es noch – im historischen Stil der betreffenden Länder ausgestattete «Nationality rooms», darunter einen deutschen; aber während der drei Jahre, die ich dort verbrachte, traf ich wohl nicht mehr als ein halbes Dutzend Leute, die meisten davon flüchtig, mit denen ich mich in meiner Muttersprache unterhalten konnte. Auf den Gedanken, für die Feiertage oder den Urlaub in die Heimat zu reisen, wäre man aus Kostengründen

In diesem Haus befand sich der erwähnte Herrencoiffeur-Salon.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

schon gar nicht gekommen; ja sogar das Telephon erschien als so teuer, dass ich es nur einmal, anlässlich meiner letzten amerikanischen Weihnachten, dazu benützte, meine Eltern in Küsnacht anzurufen. Kein Wunder, musste ich mich nach der Rückkehr im Gebrauch der Muttersprache erst wieder üben und wurde mir noch lange ein «singender Tonfall» nachgesagt!
Man lebte also in einer recht geschlossenen Welt; einer geordneten Welt auch, in der optimistischer Fortschrittsglaube und gutbürgerlicher Wertkonservativismus nicht in Gegensatz zueinander standen, sondern unterschiedliche Aspekte ein- und desselben ungebrochenen Selbstvertrauens und intakten Identitätsgefühls zum Ausdruck brachten. Das Rassenproblem hatte noch bei weitem nicht die Virulenz, die es wenige Jahre später annehmen sollte, und wurde dem ausländischen Besucher höchstens ganz am Rande bewusst, wenn ihm etwa der wohlgemeinte Rat erteilt wurde, gewisse eng begrenzte Bezirke der Innenstadt nach Möglichkeit zu meiden. Als Garant für die Bewahrung von Ruhe und Gleichgewicht galt der Mann, der als Präsident an der Spitze des Staates stand: General Dwight D. Eisenhower, im Volksmund liebevoll «Ike» genannt. Menschlich hoch respektiert, verkörperte er mit seinem zurückhaltenden Führungsstil eine politische Kontinuität, der auch das wirtschaftliche Auf und Ab dieser Epoche wenig anhaben konnte. Eher gab seine angeschlagene Gesundheit zu Besorgnissen Anlass, und in der Öffentlichkeit wurden zunehmend Zweifel laut, ob der alternde Mann trotz seiner glorreichen Vergangenheit als Oberkommandierender der siegreichen alliierten Truppen im Zweiten Weltkrieg noch die Kraft und den Elan aufbringen würde, seinem Land die sich ankündigenden aussenpolitischen Bewährungsproben bestehen zu helfen.

… zu ungewohnten Ängsten und Zweifeln

Der Kommunismus war zu dieser Zeit auf dem Vormarsch, und den Vereinigten Staaten bereitete es Mühe, die Lücken auszufüllen, welche der Rückzug der europäischen Kolonialmächte in Regionen wie Südostasien und dem Nahen Osten hinterlassen hatte. Der Fall von Dien-Bien-Phu im Jahre 1954 und das Suez-Debakel von 1956 wurden als tiefe Einschnitte im geschichtlichen Ablauf und ominöse Anzeichen eines sich beschleunigenden westlichen Machtverlustes empfunden. Dazu war das Wettrüsten in vollem Gang: die Versuche mit Wasserstoffbomben hüben und drüben jagten sich, und was das für die Menschheit bedeutete, konnte ich mir selber besser vorstellen, seitdem ich auf der obligaten grossen Autoreise in den Westen die Nacht in Las Vegas mit seinem farbigen Tingeltangel blitzartig zum Tage werden und den Pilz einer der ganz grossen Explosionen hatte in die Höhe schiessen sehen. Man wusste, dass die Sowjetunion auch in der Raketentechnik am Aufholen war und Lenkwaffen erprobte, welche die dortigen Machthaber in die Lage versetzen würden, das amerikanische Festland zum erstenmal seit der Erringung der Unabhängigkeit direkt zu bedrohen. Immer öfter und eindringlicher wurde in den Medien und von den Politikern die Frage gestellt, was man falsch gemacht habe; wie es komme, dass die Russen mit ihrem wirtschaftlich unterlegenen und moralisch anfechtbaren

System den Amerikanern technologisch den Rang abgelaufen hatten; ob es vielleicht am Erziehungswesen mit seinem Hang zum Gewährenlassen und den zu geringen schulischen Anforderungen liege, dass der eigene Nachwuchs im internationalen Vergleich nicht mehr mithalten könne, und was solch hochgeputschter gesellschaftlicher Selbstzweifel, wie wir sie inzwischen ja auch in unserem Lande kennen, mehr sind.

Als Amerika seine Unantastbarkeit verlor

Es war an einem sonnigen Samstagmorgen, dem 5. Oktober 1957. Vor kurzem von der erwähnten Reise zurückgekehrt, war ich intensiv mit der Arbeit an meiner Dissertation beschäftigt, die ich im kommenden Frühjahr abschliessen wollte. Einkaufen musste ich trotzdem, und ein Haarschnitt war ebenfalls fällig. So machte ich mich auf den Weg zum nahegelegenen Herrensalon und nahm, nachdem ich meinen Obolus entrichtet hatte, an der Strassenecke die dickleibige Wochenendausgabe der lokalen Tageszeitung aus dem Ständer, um mir die Wartezeit zu verkürzen. Da stand in riesigen Lettern die Nachricht vom Start des russischen Sputnik und vom «beep-beep», mit dem er seit dem gestrigen Tag in fast 600 km Höhe und in gut anderthalb Stunden die Erde umkreiste! Ich las noch im Weitergehen die ersten Berichte und Kommentare und muss, nachdem ich das kleine Friseurgeschäft erreicht und mich in die Reihe der paar wartenden Herren gesetzt hatte, so vertieft in meine Lektüre gewesen sein, dass es eine ganze Weile ging, bis ich bemerkte, wer neben mir sass. Es war mein unmittelbarer Vorgesetzter aus dem Institut, der mich wegen meines Versäumnisses, ihn zu begrüssen, denn auch etwas befremdet musterte. Als wir über das Ereignis zu sprechen begannen, wurde mir aber bald klar, dass er darauf ebenso beeindruckt und betroffen reagierte wie ich. Nichts würde danach, so waren wir uns einig, in Amerika je wieder sein, wie es gewesen war: das Grundgefühl physischer Unantastbarkeit war verloren, die Gewissheit, der Welt führende Wissenschaftsnation zu sein, für lange dahin. Und obschon sie de facto dann noch gut drei Jahre dauern sollte, neigte sich auch die Ära Eisenhower mit ihrem Hang zur «complacency», das heisst, ihrer bequemen Selbstzufriedenheit, von diesem Zeitpunkt an einem Ende zu. Erst als ich längst wieder in den heimatlichen Gefilden weilte, mit der unvergesslichen Inaugural-Rede des 1960 gewählten Nachfolgers John F. Kennedy und den konzentrierten Anstrengungen, die schliesslich zur ersten Landung eines Menschen auf dem Mond führten, war sie endgültig überwunden.

Fred W. Schmid